

Russland

Россия



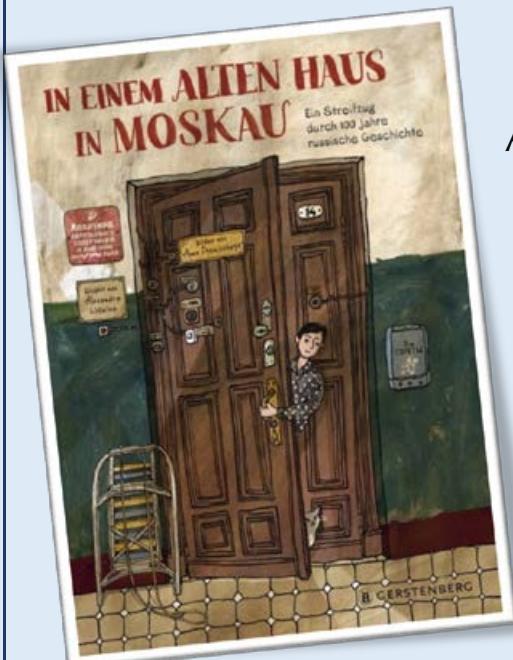
Natalie Korobzow





Russland

Die Russische Föderation erstreckt sich auf zwei Kontinenten über eine Fläche von über 17.000.000 km². Sie ist Heimat von über 140 Millionen Menschen. Bei solchen gigantischen Dimensionen kann man sich vorstellen, welche Vielfalt das Land – in jeder Hinsicht – zu bieten hat. Da sich 2017 zum 100. Mal die Oktoberrevolution jährte, ein Ereignis, das nicht nur Russland erschütterte und nachhaltig veränderte, sondern für viele andere Länder schicksalhaft war, ist das Land auch in der Literatur wieder mehr in den Fokus gerückt. Obwohl sich Russlands innen- wie außenpolitisch teilweise fragwürdiges Handeln nicht leugnen lässt, gibt es immer noch auch uninformede und unberechtigte vorgefertigte Meinungen über Land und Leute. Eine der besten Möglichkeiten das zu ändern: Bücher aus und über Russland lesen! Am Abend des Jahres 2017 möchten wir vier außergewöhnliche Neuerscheinungen vorstellen sowie an weiterhin lesenswerte Bücher der letzten Jahre erinnern.



Alexandra Litwina: *In einem alten Haus in Moskau. Ein Streifzug durch 100 Jahre russische Geschichte.* a.d. Russischen von Thomas Weiler & Lorenz Hoffmann. Ill. von Anna Desnitskaya. Gerstenberg 2017
· 60 Seiten · 24,95 · ab 12 · 978-3-8369-5993-3

Dieses Buch bringt Klein und Groß die russische Geschichte auf eine ungewöhnliche Weise näher: Man begleitet die Familie Muromzew 100 Jahre lang bei ihrem Leben in einem alten Haus in Moskau.

Die Autorin hat dabei besondere Eckdaten gewählt, die symbolisch für die wichtigsten Ereignisse und Perioden von Land und/oder Familie stehen. Es geht von 1902, wo Irina sich über ihr neues großes Kinderzimmer freut, über 1961, als Gena, inspiriert von Juri A. Gagarins Erfolg als erster Mensch im Weltraum, beschließt, selbst Kosmonaut zu werden, bis hin zu 2002, wo die Familie den 92. Geburtstag von Marussja, Irinas Schwester, feiert.



Das Buch beginnt mit einem Stammbaum der Familie Muromzew. Schon hier zeigt sich, dass die Familie neben Russen auch z.B. aus Juden, Franzosen und Georgiern besteht: Russland war und ist ein Staat mit vielen Ethnien. Ein liebenswertes Detail: Auch die Haustiere sind nicht nur auf dem Stammbaum abgebildet, sondern wuseln auch auf den folgenden Seiten herum. Die erste Doppelseite eines Jahres zeigt dabei stets einen großen Blick auf die Wohnung, unter dem erste Eindrücke der Geschehnisse aus dem Jahr, auf persönlicher wie globaler Ebene, von Kindern der Familie erzählt werden. Auf der zweiten Doppelseite findet man tiefergehende Informationen zum Zeitgeschehen, aber auch Dialoge zwischen den Familienmitgliedern, Zeitungsausschnitte etc. Es werden einige Möbelstücke herausgepickt, die man auf dem großen Bild suchen soll. Außerdem gibt es immer wieder tolle Sachen wie Rezepte zu entdecken.

Die Illustrationen haben einen sympathischen Stil, der schon auf dem Cover gut zur Geltung kommt. Bei den Abbildungen der Wohnung handelt es sich nicht um Wimmelbilder, trotzdem gibt es eine Menge zu entdecken. Den Umschlag zieren innen zahlreiche alte Fotos, Dokumente und Plakate, von Anfang bis Ende ist das Buch sehr stimmungsvoll russisch/sowjetisch gestaltet. Hinten gibt es nach Seiten sortiert diverse Anmerkungen und, sehr hilfreich, Übersetzungen der russischen Texte auf den Abbildungen sowie ein Glossar und eine Liste der realen erwähnten Personen. Eine kurze Einführung zur kyrillischen Schrift mit Umschrifttabelle schließt das Buch ab.

Es ist der Autorin außerordentlich gut gelungen, historische Geschehnisse in den Familienalltag zu integrieren. Die Sprache ist durch Ausdrücke wie der „Eiserne Vorhang“, der das Land „hermetisch vom Rest der Welt abzuriegeln“ (S. 40) schien, relativ anspruchsvoll, weshalb das Buch eher etwas für ältere Kinder ist, obwohl es sich um ein Bilderbuch handelt. Jüngere Kinder könnten aber von der Betrachtung gemeinsam mit den Eltern profitieren und die ganz Kleinen freuen sich einfach über die hübschen Bilder. Ich kann mir gut vorstellen, dass das eins der Bücher ist, mit denen man groß wird und die man immer wieder mit neuer Perspektive betrachtet, je älter man wird. Die Übersetzung ist einwandfrei – bei russischen Büchern alles andere als selbstverständlich.

Das Nachwort hebt die Bedeutung von Kommunikation über Familiengeschichte und Herkunft für die Identitätsbildung von Kindern hervor. Dieses Buch kann also nicht nur Interessierten etwas über die russische Geschichte näherbringen, sondern auch gezielt in Familien mit russischen Wurzeln eingesetzt werden, um über die eigene Kultur zu sprechen. Der Preis scheint etwas hoch, allerdings ist das Buch in meinen Augen sein Geld wert. Hier passt wirklich alles zusammen: Design, Sprache, Illustrationen, Hintergrundinformationen. Man kann stundenlang darin blättern und immer wieder etwas Neues entdecken. Großartig!



Katherine Rundell: *Feo und die Wölfe*. a.d. Englischen von Henning Ahrens. Carlsen 2017 · 240 Seiten · 14,99 · ab 10 · 978-3-551-55686-8

Dieses Buch besticht schon durch sein schlichtes, aber herrlich winterliches Cover. Ein Blick hinein lohnt sich, denn die Autorin thematisiert hier einen gemeinhin nicht unbedingt bekannten Teil der russischen Geschichte. Das Vorwort berichtet, dass es im zaristischen Russland unter Aristokraten als schick galt, Wolfswelpen als Haustiere zu halten. Da diese früher oder später groß wurden und ihre wilde Seite zeigten, es aber als schlechtes Omen

galt, einen Wolf zu töten, wurden sie zu den „Wildwolfern“ gebracht, die sie auswildern sollten. Die fast 14-jährige Feodora, kurz Feo, und ihre Mutter Marina sind solche Wildwolfer und leben abgeschieden in einer Hütte tief in den sibirischen Wäldern, glücklich mit sich selbst und ihren Wölfen. Der Frieden wird aber eines Tages durch General Rakow gestört, der verlangt, dass in Zukunft alle Wölfe nicht ausgewildert, sondern getötet werden sollen, da sie Wild reißen und den Menschen zu viel Ärger machen. Feos Mutter weigert sich und wird festgenommen, Feo kann fliehen. Für sie steht fest: Sie hat keine Wahl, sie muss ihre Mutter befreien. Gemeinsam mit ihren drei liebsten Wölfen Schwarzpelz, Graupelz und Weißpelz und einem weiteren unwahrscheinlichen Verbündeten macht sie sich auf den Weg zum Gefängnis nach St. Petersburg.

Der Autorin sind in diesem Buch einige einzigartige und authentische Figuren gelungen. Feos Charakter spiegelt die Wölfe wieder, mit denen sie sich umgibt und zu denen sie leichter eine Verbindung aufbauen kann als zu Menschen. Sie ist wild, mutig, eigensinnig und zielstrebig, dennoch geht es ihr nahe, fortlaufend z.B. von den anderen Kindern ausgeschlossen zu werden. Das genaue Gegenteil ist der furchtsame und sensible Ilja, ein junger Soldat mit einer geheimen Sehnsucht. Beide wachsen im Buch über sich hinaus und sind am Ende stärkere Persönlichkeiten als zuvor. Der Antagonist, der sich von vornherein als verrückter Sadist präsentiert, ist dagegen etwas eindimensional geraten. Er personifiziert den Machtmissbrauch durch die Armee, Willkür und Autorität. Die Wölfe werden dargestellt als das, was sie sind: Wild und unzähmbar, können sie nie besessen werden. Sie sind keine Haustiere und schon gar kein Statussymbol, können nur bedingt dressiert werden und haben ihren eigenen Willen. Auch die Schilderung ihres Verhaltens und ihrer Gedanken ist daher erfrischend realistisch.



Probleme bereitet in diesem Buch wie so oft der russische Anteil: Von der etwas steifen Übersetzung der Namen der Wölfe (eigentlich z.B. „Tschernij“ (S. 44), also „Schwarzer“) einmal abgesehen, wird z.B. „Lapotschka“, wie Feos Mutter sie liebevoll nennt, nicht (z.B. in Form einer Fußnote) erklärt und ist damit für LeserInnen ohne Russischkenntnisse ohne Sinn. Schlimmer sind aber Transliterationsfehler, die sich durchs ganze Buch ziehen. Viele Male benutzen Protagonisten z.B. den Fluch „kyort“ (z.B. S. 67, 75). Die richtige Transliteration wäre *tschyort* nach Duden- oder *čyort* nach wissenschaftlichem Standard. Der Laut hat jedenfalls mit einem [k] nichts zu tun. Im Übrigen ist nicht mal die Verwendung von „kyort“ einheitlich, wie die Variante „kjort“ (S. 90) beweist. Es ist schade, dass man sich nach wie vor nicht die Mühe macht, so etwas zu überprüfen oder einen Experten zu fragen.

Feo und die Wölfe ist ein wundervolles russisches Wintermärchen am Vorabend der Revolution. Ein Märchen ist es nicht nur wegen des märchenhaft anmutenden Beginns, sondern auch, weil die Auflösung der Handlung nicht realistisch ist, sondern auf einer bestenfalls optimistischen, teils aber geradezu naiven Handlungsentwicklung basiert. Das alles ist aber überhaupt nicht schlimm, denn was könnte gerade zu dieser Jahreszeit schöner sein als ein Wintermärchen?



Olga Slawnikowa: 2017. a.d. Russischen von
Christiane Körner · Matthes & Seitz 2017 · 460
Seiten · 25,00 · 978-3-95757-322-3

Dieser Roman, der 2005 in Russland erschienen ist und 2006 mit dem russischen Booker-Preis ausgezeichnet wurde, spielt wie der Name andeutet im Jahr 2017, in dem das hundertjährige Jubiläum der Oktoberrevolution gefeiert wird. Mit dem simplen, nur aus einer Jahreszahl bestehenden Titel reiht die Autorin sich in die Tradition großer Autoren wie George Orwell (1984) ein.

2017 spielt teils in der Großstadt, teils mitten in der Natur, wo die „Chitniki“, illegale Edelsteinschleifer, nach Kostbarkeiten suchen. Krylow, ein Historiker und Meister der Mineralogie mittleren Alters, verabschiedet seinen Vorgesetzten Anilogow am Bahnhof zu einer geheimen Expedition und kommt danach mit dessen Begleitung, einer jungen Frau, ins Gespräch, die sich ihm als Tatjana vorstellt und das genaue Gegenteil von Krylows selbstbewusster Exfrau Tamara, einer erfolgreichen Unternehmerin, ist. Von einer unsichtbaren Kraft



festgehalten, können sich die beiden kaum voneinander lösen und beginnen eine Affäre mit komplizierten Regeln und einer zumindest teilweisen Anonymität, indem sie z.B. ihre wahren Namen und Anschrift voreinander geheimhalten und keine Möglichkeit einrichten, einander zu erreichen, sollten sie das nächste vereinbarte Treffen nicht wahrnehmen können. Nach einer Weile scheinen sie von einem mysteriösen Spion mit völlig unklarem Motiv verfolgt zu werden. Bei den Revolutions-Feierlichkeiten schließlich geraten die Dinge endgültig aus dem Ruder, Krylow und Tatjana verlieren sich und die Geschichte droht, sich auf eine ganz makabre Weise zu wiederholen.

Das Werk entzieht sich einer eindeutigen Genre-Bestimmung. Es liest sich nicht wie Science-Fiction, vielleicht, weil es in Deutschland erst in der Zeit erschienen ist, in der es auch spielt, und damit der Zukunftsaspekt nicht prominent ist. Durch Figuren wie der „Große Schlängler“ und die „Herrin des Berges“ erhält es eine mythische Komponente, die eine Einordnung in den magischen Realismus nahelegen. Es ist zudem eindeutig satirisch und möchte der modernen Gesellschaft mit ihren komplexen, konstruierten – und daher fragilen – Strukturen einen Spiegel vorhalten. Hauptsächlich geht es um die russische Gesellschaft, vieles aus dem Buch ist aber genauso auf andere Länder anwendbar.

Die große Stärke des Buches ist ohne Zweifel seine Sprache. Slawnikowas individueller Schreibstil mit seinen zahlreichen eigentümlichen Metaphern macht nicht nur die teilweise Seitenlangen Landschaftsbeschreibungen atemberaubend magisch. Die Beschreibung ist sehr dicht, voller Adjektive und Präsenspartizipien. Es gibt kaum ein Substantiv, das nicht näher bestimmt wird, was eine sehr aufmerksame Lektüre verlangt. Zudem ist der Text gespickt mit Fremdwörtern (z.B. „Katarakte“ statt „Wasserfälle“). Die Satire ist sprachlich überwiegend in subtile Worte verpackt, inhaltlich aber so stark, dass das Buch keine einzige seiner Figuren und auch sich selbst nicht ernst nimmt. Manche Metaphern und Bilder grenzen aber auch ans Absurde bis hin dazu, dass nicht verständlich ist, was genau sie aussagen sollen:

Wie im Film rannten sie krachend über das Wellblechdach eines Lagerschuppens, das mit seinem harten angebrachten Dreck schepperte wie das Blech in einem lange nicht gesäuberten Backofen, obwohl sich in Wirklichkeit nur der Himmel darüber spannte; dann rasten sie, *fesch wie Table-dance-Girls* [meine Hervorhebung], oben auf einem langen Möbelwagen daher [...] (S. 359f.)

Möglicherweise kommen hier Übersetzungsprobleme ins Spiel, denn es ist sicher nicht einfach, so ein Werk zu übersetzen. Dafür ist es den beiden Übersetzerinnen ungewöhnlich gut gelungen. Für russische Wörter wird eine adäquate Umschrift benutzt. Stellenweise wurden aber doch Entscheidungen getroffen, die man anzweifeln kann. Der Gebrauch von Diminutiven z.B. stimmt im Russischen nicht mit dem im Deutschen überein. So entfremden Ausdrücke wie „Erschütterung des Hirnchens plus Verletzung des Frätzchens“ (S. 385) die Sprache noch mehr als es im Original schon der Fall ist. Diese hochgradige Verschleierung der

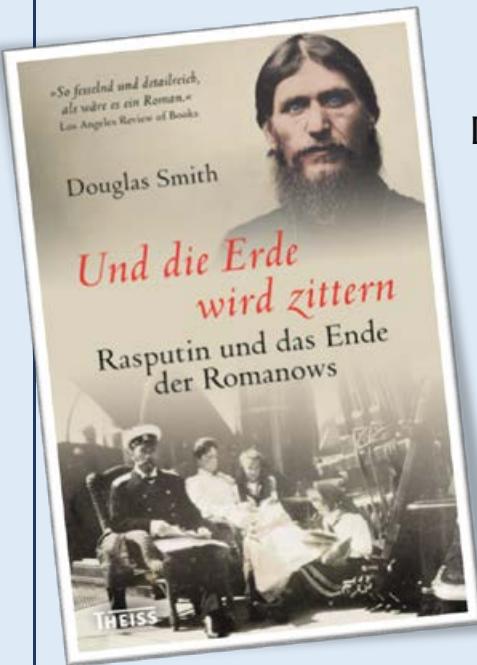


Aussagen macht die Lektüre sehr mühsam. Immer wieder ist schmerhaft spürbar, dass man eine Übersetzung liest und kein Original.

Was dem Roman leider fehlt, ist eine richtige Struktur und die Anwendung bewährter literarischer Methoden. Wo die Autorin z.B. versucht Protagonisten zu erschaffen, die durch ihre gegensätzlichen Charaktere in Dialogen verschiedene Seiten einer Debatte beleuchten sollen – wie es z.B. Dostojewski meisterhaft macht, nur um einen anderen russischen Autor zu nennen – entstehen Monologe, in denen einer dem anderen zuhört und kaum etwas erwidert oder nur zustimmend brummt. Die vielen interessanten Ideen kommen durch die oft nicht nachvollziehbare Argumentation und mangelhafte Präsentation nicht an. Alle Handlungsstränge und Bestandteile des Buches scheinen irgendwie sekundär, die Feier der Oktoberrevolution, die dem Buch seinen Namen beschert hat, hat kaum eine Bedeutung. Dem Buch fehlt insgesamt ein alles verbindender Kern.

Es bleibt der Eindruck zurück, dass die Autorin nicht für ein allgemeines Publikum schreibt, sondern für Kritiker und einen Preis, den sie ja auch prompt bekommen hat. Sie selbst sagt, dass sie sich von dem, was sie als „Trash-Literatur“ bezeichnet, abheben möchte, zeigt sich in Interviews verbittert ob der Situation der Literatur in Russland und äußert sich abfällig über Kollegen, die mehr Erfolg haben als sie selbst. Aber kann es wirklich gelingen, anspruchsvolle Literatur und moderne Klassiker zu schreiben, nur indem man sich so sehr um Metaphern und Philosophie bemüht, dass sogar die LeserInnen noch vor Anstrengung schwitzen? Auch anspruchsvolle Literatur will, selbst wenn sie sich nicht so gut verkauft wie sogenannte Massenliteratur, konsumiert werden. Satire soll eigentlich der Gesellschaft einen Spiegel vorhalten, in diesem Fall scheint der Spiegel aber in einem exklusiven Club eingesperrt zu sein, zu dem die Allgemeinheit keinen Zugang erhalten soll. Nicht nur aus diesem Grund können Vergleiche, die die Autorin in eine Reihe mit großen Satirikern wie Michail Bulgakow stellen, einer genaueren Prüfung nicht standhalten.

2017 bietet einiges: Eine anspruchsvolle Sprache, wichtige Sozialkritik und interessante Ideen, durch die mangelhafte methodische Umsetzung können sich allerdings die vielen hingeworfenen Ideen und Handlungsstränge nicht zu einem runden Ganzen zusammenfügen. Leider erhebt die Autorin Anspruch auf eine Tiefe, die ihr Roman nicht liefern kann. Dazu kommt der sehr spezielle Schreibstil, den man – gerade in Übersetzung – mögen muss, um ihn zu genießen, was es schwermacht, eine Empfehlung auszusprechen, obwohl ich glaube, dass das Buch auch hier wie in Russland, wo es sich offenbar bereits bewährt hat, sein Publikum finden wird. Denn gerade ein anspruchsvoller Schreibstil reicht für viele schon aus, um ein Buch in den Himmel zu loben.



Douglas Smith: Und die Erde wird zittern. Rasputin und das Ende der Romanows. a.d. Englischen von Cornelius Hartz, Martin Richter & Bernd Rullkötter. Theiss 2017 · 928 Seiten · 38,00 · 978-3-8062-3574-6

Rasputin – den meisten wird dieser Name etwas sagen, und sei es nur die Erinnerung an den Boney M-Hit aus den 80ern. Konkretere Vorstellungen beinhalten vermutlich die Zarenfamilie, Mystizismus und Ausschweifungen und Orgien diverser Art.

Aber wer und wie war Grigori Jefimowitsch Rasputin (1869–1916) wirklich? Dieser Frage geht der US-amerikanische Historiker und Übersetzer Douglas Smith in seinem neuen Buch nach. Erfreulicherweise bringt er nicht nur die nötige Fachkenntnis als Historiker mit, sondern hat auch die entsprechenden Sprachkenntnisse, nachdem er z.B. als Russisch-Dolmetscher für Ronald Reagan tätig war. Bei Recherchen über den russischen Adel nach 1917 tauchte Rasputin immer wieder in den Quellen auf, es gab aber keine verlässlichen wissenschaftlichen Werke über ihn und so entschloss der Autor sich, selbst eines zu schreiben.

Schon formal zeigt sich die tadellose Arbeit des Autors. Er berücksichtigt den russischen Wechsel vom Julianischen zum Gregorianischen Kalender im Februar 1918 und richtet sich bei russischen Wörtern nach der Duden-Transkription. Zu Beginn des Buches gibt es Karten von Russland und Westsibirien sowie speziell von St. Petersburg im Jahr 1914. Eine Reihe von Fotografien von Rasputin und anderen relevanten Zeitgenossen sind vorhanden, ihre Position im Buch ist nur leider etwas willkürlich. Alle auf einem Haufen irgendwo nach den ersten Kapiteln gesammelt, wären sie am Anfang oder Ende des Buches oder, noch besser, dort, wo sie auch relevant sind, besser aufgehoben gewesen.

Trotz seines wissenschaftlichen Charakters enthält das Buch relativ wenig Anmerkungen, sodass man wirklich fast 800 Seiten reinen Text bekommt. Kapitel für Kapitel beleuchtet der Autor Rasputins Werdegang vom asketischen Wanderer zum einflussreichen Berater der Zarenfamilie. Äußerst gewissenhaft stellt er selbst Nebenfiguren umfangreich vor, sodass man sich gut in Rasputins Welt eindenken kann. Für so ein stattliches Werk ist das Buch aber auch auffallend leicht und sehr angenehm zu lesen, maximal objektiv und gleichzeitig wie eine Erzählung, geradezu spannend.



Bereits zu Beginn bekommt man ein gutes Gefühl für den historischen Rasputin. Schonungslos werden alle Erfindungen und Mythen entlarvt und Fakten und sorgfältig abgewogene Argumente präsentiert. Der Autor stellt fest, dass Rasputins Ruf nicht nur Folge seiner Taten, sondern auch Folge der Gerüchte und Diffamierungen, die über seine Person kursierten, ist. Nichtsdestotrotz gehören aber auch der Ruf und die nachträgliche Mythenbildung zum historischen Rasputin. Immerhin schädigte sein Einfluss auf Zar Nikolaus dessen Herrschaft nachhaltig.

Wirklich wichtig ist nämlich nicht, was für einen Einfluss Grischka auf den Zaren hat, sondern was die Leute denken, was für einen Einfluss er hat. Eben das ist es, was die Autorität des Zaren und der Dynastie untergräbt. (S. 26, Zitat von Lew Tichomirow, 1916)

Rasputins Lebensgeschichte liest sich als Tragödie einer ganzen Nation, tatsächlich spiegelt sein Leben auf besondere Weise die russische Geschichte wider. Er erreichte seine Anhänger dadurch, dass er im Vergleich zu anderen Priestern lebensnah über Gott, den Glauben und die Heilige Schrift sprach. Was ihm an Buchwissen fehlte, machte er durch seinen psychologischen Scharfsinn wieder wett. Man sagte ihm „ein ganz subtiles Verständnis des Spirituellen, das auf eigenem Erleben beruht“ (S. 82), nach. Auch Zar Nikolaus, der überhaupt nie Zar sein wollte, war nur allzu gewillt, sich in Rasputins Lehren zu vertiefen, zudem brauchten er und seine Frau wegen ihres kranken Sohnes jeden Trost. Das fehlende Interesse des Zaren für sein Volk und die mangelnde Kommunikation waren ein wichtiger Faktor auf dem Weg zur Revolution. Rasputins Biografie hilft dabei, die Dynamik der Zeit zu erfassen, denn ohne Zweifel war er eine einflussreiche Person.

Obwohl die Schilderungen zum Ende hin fast schon zu detailliert sind und im Vergleich zum leichten Einstieg ein wenig überfordern, ist dieses Buch doch ein Meisterwerk und in Zukunft die erste Anlaufstelle für alle, die sich mit Rasputin beschäftigen oder tiefere Einblicke in die Zustände, die zur Revolution geführt haben, bekommen möchten.



Michail Bulgakow: *Die verfluchten Eier.* a.d.
Russischen übertragen von Alexander Nitzberg.
dtv 2016 · 140 Seiten · 9,90 · 978-3-423-14478-0

Im Grunde müsste man die Romane von Michail Bulgakow (1891–1940) im Original lesen können, um an seinem Stil und an seinen Sprachspielen seine Freude zu haben. Und die Geschichte der ersten zwölf bis fünfzehn Jahre der jungen Sowjetunion (das „Chaos der postrevolutionären Jahre“) sollte man auch genau kennen, um



seine Anspielungen zu verstehen. Beides trifft für mich nicht zu und wohl auch für alle Leser, die zu dieser Taschenbuchausgabe greifen. Wir haben Glück, denn der Übersetzer und Herausgeber Alexander Nitzberg hat dem kurzen Roman einen Anmerkungsapparat und ein kenntnisreiches Nachwort beigegeben, um alles zu erklären, was man als deutscher Leser nicht versteht. Es ist zwar ein wenig anstrengend, immer wieder die Anmerkungen aufzuschlagen, doch man lernt auch viel dabei.

Die eigentliche, ziemlich irrwitzige Geschichte (man kann sie auch ohne all diese Kenntnisse lesen), ist im Grunde einfach und schnell erzählt. Professor Pfirsichow, ein Zoologe, entdeckt an einer der Moskauer Universitäten zufällig einen „roten Strahl“, der eine enorme wachstumsbildende Wirkung hat. Aus dem Froschlaich, den er gerade untersucht, schlüpfen hunderte von Kaulquappen und es entstehen riesige Frösche. Das spricht sich rum, ganz Moskau staunt. Zur selben Zeit bricht eine Hühnerseuche aus, der alle Hühner im ganzen Land zum Opfer fallen. Die Ernährungssituation wird bedrohlich.

Da kommt einer der leitenden Funktionäre (oder ist es der Teufel???) auf die Idee, mit Hilfe von diesem roten Strahl, dieses Problem zu lösen. Der Professor ist damit gar nicht einverstanden, doch er wird nicht weiter gefragt. Man nimmt einfach seine Apparate... Aber die Sache entwickelt sich nicht so wie gewünscht: Es kommt zu grauenhaften Situationen. Ein Beispiel: „Aus Manjas Mund schwappte was Rotes, ein gebrochener Arm schnellte hervor, aus den Nägeln sprudelten Blutfontänen.“ (S. 83) „Man wird Aeroplane mit Giftgas hinschicken.“ (S. 93) So glaubt man der Katastrophe beikommen zu können. Ohne Erfolg. Auch für den Professor geht die Sache übel aus. Vermutlich wäre die ganze Sowjetunion ausgelöscht worden, wenn nicht... Wie es nun wirklich ausgeht, will ich hier nicht verraten. Aber man hat auf jeden Fall viel Spaß bei der Lektüre. Bulgakow erzählt sehr plastisch. Etwa hier gleich zu Beginn, wenn der Professor vorgestellt wird:

Auf der knalligen Nase die altmodische kleine Brille mit Silberfassung, glänzende Äuglein, nicht sonderlich groß, der Wuchs beachtlich, der Rücken leicht krumm. Sprechen tat er mit knarzigem quäkigem fisseligem Stimmchen, und eine seiner vielen Marotten war die: Sobald er was Substanzielles respektive Solides von sich gab, verwandelte er den Zeigefinger der rechten Hand in eine Sichel und kniff die winzigen Lider zusammen. (S. 5)

Man sieht ihn förmlich vor sich, und mit den anderen Personen des Romans ist es ähnlich. Nitzberg informiert in seinem Nachwort, dass Bulgakow „die gesamte Palette modernistischen Erzählens“ verwendet (S. 134). Doch das muss man gar nicht wissen, um diesen Roman mit Vergnügen zu lesen. [franz joachim schultz]



Jevgenij I. Samjatin: *Wir*. a.d. Russischen von Elena Boulé. Ganymed Edition 2015 · 220 Seiten · 14,00 · 978-3-946223-11-5

Jevgenij I. Samjatin (1884–1937), von Beruf Schiffsbauingenieur und Autor von Erzählungen und Satiren, beteiligte sich 1917 aktiv an der Oktoberrevolution in Russland. Aber wie so viele große Revolutionäre war er von dem Endergebnis enttäuscht und geriet schließlich mehrfach in Konflikt mit dem neuen System. Schon 1920 schrieb er den dystopischen Roman *Wir*, der dann nur ein Jahr später als erstes Buch von der neuen russischen Zensurinstanz verboten wurde. Wie man es von vielen russischen Autoren kennt, wurde auch Samjatins *Wir* bis 1988 nur im Ausland publiziert, nicht immer auf Russisch und nicht immer in der Originalfassung. Erst seit Kurzem bekommt das Werk auch in Russland die ihm gebührende Aufmerksamkeit.

Die Ähnlichkeit von *Wir* zu den bekannteren Büchern von George Orwell (1984, erschienen 1949) und Aldous Huxley (*Schöne neue Welt*, erschienen 1932) ist offensichtlich, nur hat Samjatin sein Werk eben viele Jahre vor ihnen verfasst und damit eine erschreckend genaue Weitsicht auf die kommenden Diktaturen und den Faschismus bewiesen, zahlreiche seiner Prognosen sind eingetroffen. Es freut mich sehr, dass die sehr junge Ganymed Edition (2014) beschlossen hat, ihre Reihe „Phantastische Klassiker“ ausgerechnet mit dieser wichtigen Schlüsselpublikation zu beginnen.

Wir handelt von dem Mathematiker D-503, der den Bau des Raumschiffes „Integral“ leitet. Er beschließt, für die erste Fracht dieses Raumschiffes ein Buch beizusteuern, das von dem Wesen seines Staates berichtet und diesen anpreist. Integral soll dieses Wissen zu den unbekannten Wesen tragen, die in den Weiten des Alls leben, „vielleicht noch im unzivilisierten Zustand der Freiheit“ (S. 11). D-503s Leben wird auf den Kopf und seine Prinzipien auf eine harte Probe gestellt, als er die Revolutionärin I-330 kennenlernt und sich in sie verliebt. Durch sie entwickelt er für einen Bürger der UNION inakzeptable Gedanken und erleidet eine wahrhafte Existenzkrise, verwirrende Gefühle treffen auf die vorher so klare und einleuchtende Vernunft. In 40 „Protokollnotizen“ berichtet D-503 zunächst von dem Leben in der Union, schweift aber zunehmend ab, sodass die sachlichen Notizen immer mehr die Form eines Tagebuchs annehmen.



Ich merke bekümmert, dass ich statt eines ausgewogenen, streng mathematischen Poems zum Preise der UNION einen phantastischen Abenteuerroman schreibe. Ach, ich wünschte, es wäre nur ein Roman und nicht mein jetziges Leben, in dem es von unbekannten Größen, von irrationalen Zahlen und von schmählichen Entgleisungen wimmelt. (S. 102)

Der beschriebene Staat, regiert von dem Wohltäter, ist gläsern wie die Häuser und die Menschen, die in ihnen wohnen. Nach vielen hundert Jahren ist die Welt außerhalb der gläsernen Mauer wild und grün, in der UNION führt man aber ein durchgehend rationales und auf den Prinzipien der Mathematik basierendes Leben. Die Gesetzestafel gibt für alle den exakt gleichen Tagesablauf vor. Träume werden als gefährliche psychische Krankheiten und Kunst als unnötig betrachtet, da sie auch von Maschinen erschaffen werden kann. Die Protagonisten tragen keine Namen, sondern nur Nummern, um den Individualitätsverlust zu verdeutlichen, wobei die Auslöschung des Individuums nur bedingt gelingt, da die Menschen nun einfach den Buchstaben als Vornamen und die Nummer als Nachnamen betrachten. Anonymität, Konformität und Entfremdung spiegeln sich im distanzierten Schreibstil wider. Das Buch ist voll mit mathematischen Metaphern. Es gibt keine langen Beschreibungen, wie die erdachte Welt funktioniert, alles wird geschickt in Erzählung und Handlung integriert. Die Darbietungsform der Notizen rechtfertigt dabei die unvollständige Schilderung der Welt, da es keinen unabhängigen Erzähler gibt und D-503 seine eigene Perspektive hat. Er wird von seinen Eindrücken überwältigt und kann gar nicht alles beschreiben, das Buch beflügelt aber auch die Phantasie des Lesers und animiert ihn, Samjatins Gedankenexperiment weiterzuführen.

So gut die Geschichte selbst auch ist, diese Ausgabe von *Wir* zeigt, wie es bei so vielen russischen Büchern der Fall ist, leider deutliche Schwächen in der Übersetzung. Zum Vergleich habe ich zwei weitere Übersetzungen hinzugenommen (Gisela Drohla (1958) und Josef Meinholf Opfermann (2014)). Auch wenn schwerwiegende Fehler selten sind, werden in dieser Ausgabe vielfach Nuancen der Sprache falsch gedeutet oder nicht erkannt oder aber Passagen werden sehr frei übersetzt, ganze Nebensätze werden weggelassen, wo es gar nicht notwendig war, weil es Möglichkeiten gab, das Geschriebene gut auf Deutsch auszudrücken. Viele kleine Füllwörter, die das russische Original zu einem verständlichen literarischen Ganzen abrunden, fehlen in der Übersetzung und verfälschen auf diese Weise den Text. Sicherlich ist es auch einem Übersetzer erlaubt, seiner Kreativität in gewissem Maße freien Lauf zu lassen, in diesem Fall führen aber die Änderungen bestenfalls zum Stilverlust, schlimmstenfalls kommen Sätze heraus, die nur bedingt verständlich sind. Alleine in der ersten Protokollnotiz (anderthalb Seiten) findet man mindestens fünf solcher Änderungen, die schwer zu rechtfertigen sind. Gerade in einem Werk, in dem jedes Wort genau durchdacht und bewusst gewählt ist, müssen Übersetzer genau prüfen, wie viele Freiheiten sie sich erlauben dürfen und wie sie dem Stil des Autors doch gerecht werden können.

Im Folgenden ein paar negative Beispiele:



Schon der Ausdruck „Protokollnotiz“ ist seltsam unpassend. Ich würde den Text nicht als Protokoll bezeichnen. Drohla und Opfermann wählen hier die passenderen Übersetzungen „Eintragung“ oder (besser) „Aufzeichnung“.

S. 43: „Der kreisrunde, rosige Mund wurde zum Halbmond, dessen Spitzen nach unten zeigten, als hätte sie Säure getrunken.“ Im Original steht wörtlich übersetzt: „wie von etwas Saurem“. Ich glaube, der Gesichtsausdruck, wenn man etwas Saures gegessen hat, unterscheidet sich doch ein wenig von dem, den man bekommt, wenn man Säure trinkt... (Drohla macht irritierenderweise den gleichen Fehler.)

S. 96: „Ich hatte mich in einem Zustand befunden, den unsere Vorfahren ‚kurzer Tod‘ nannten.“ Wörtlich steht im Original „Zustand des vorübergehenden Todes“. Dies als „kurzer Tod“ zu übersetzen, ist sehr plump.

S. 118: „Schwänzen Sie?“ Falsch, denn, auch wenn die Verben im Russischen sehr ähnlich sind, steht im Text eigentlich „Gehen Sie spazieren?“.

S. 162: „Hinunter – alles gräbesstill.“ Auch diese Übersetzung ist falsch, im Original steht nicht „hinunter“, sondern „unten“.

Die Bewertung war aufgrund dieser Probleme nicht einfach. Weitere kommen hinzu: Das Cover sieht für meinen Geschmack zu sehr nach Schullektüre aus. Die Absatzeinteilung ist nicht immer sinnvoll (z.B. gehört „Die Gute.“ (S. 18) eher zum folgenden Absatz). Es gibt zahlreiche Rechtschreib-/Grammatik-/Tippfehler. Man sieht, wie sehr der Verlag sich bemüht und generell kann dieses wundervolle Buch nicht genug öffentliche Repräsentation bekommen, da es so viel mehr Aufmerksamkeit verdient, als es bisher bekommen hat. Andererseits sind die Mängel, besonders in der Übersetzung, nicht von der Hand zu weisen.

Stilistisch ist *Wir* durch die innovativen mathematischen Metaphern, die interessante und erschreckende Welt, die provokanten Ideen ein Meisterwerk. Das Buch zeigt, dass jede Sicht auf die Welt zwingend von dem System, von dem man geprägt wurde, abhängig und damit subjektiv ist. Es zeigt auch, was mit einem Staat passiert, der Geisteswissenschaften und Kunst nicht schätzt. Die Übersetzung wird dem leider nicht gerecht. Ich hatte nicht die Möglichkeit, die Versionen von Drohla und Opfermann komplett zu lesen, aber mein Eindruck ist, dass, obwohl Herr Opfermann dazu neigt, sehr wörtlich zu übersetzen, diese Versionen doch der von Frau Boulé vorzuziehen sind, da dort wenigstens die fehlerhaften Passagen weitgehend korrekt übersetzt wurden. Alternativ kann vielleicht auf die englische Version ausgewichen werden, wenn das russische Original nicht in Frage kommt. Für die Geschichte selbst gibt es eine ausdrückliche Leseempfehlung, insgesamt aber leider nur drei knappe Sterne für ein fantastisches Werk, aber eine wenig zufriedenstellende Übersetzung.



Michail Osorgin: *Der Freimaurer*. a.d. Russischen von Erich Liaunigg. Edition Liaunigg
2013 · 252 Seiten · 19,90 · 978-3902712165

Spätestens seit Dan Browns Thrillern *The Da Vinci Code* und *Angels & Demons* ist der Mythos von den Freimaurern wieder in aller Munde. Bei Dan Brown rankt sich alles um den angeblichen Versuch eines seit Jahrhunderten bestehenden Geheimbundes, die katholische Kirche zu zerstören. Reale Mitglieder der Freimauer im deutschsprachigen Raum waren unter anderen Friedrich der Große, Goethe, Mozart, Johann Christian Bach und viele andere. Noch heute befindet sich in Bayreuth ein bedeutendes Freimaurer-Museum. Bedeutende Freimaurer in Russland waren Katharina II. und Alexander I.

Michail Osorgins Roman ist von der realistischen, der „leisen“, ganz und gar nicht reißerischen Art. Bei ihm gerät ein ehemaliger russischer Postbeamter – ein liebenswerter tumber Tor namens Jegor Jegorowitsch Tetjochin – während der Pariser Emigration der Zwischenkriegszeit in eine Freimaurerloge, was sein Leben tüchtig durcheinanderwirbelt. Osorgin beschreibt Tetjochin als einen Durchschnittsmenschen, der sich durch nichts hervortat:

Aus einem einzigen Jahr seiner Biographie hätte man, richtig aufgeteilt, zehn, zwanzig gewichtige Lebensläufe von Engländern, Franzosen und Italienern schaffen können; bei Russen reicht das gerade mal für einen.

Dieser einfache Angestellte mit Frau und Sohn erhält eines Tages von einem Arbeitskollegen eine Einladung zu den Freimaurern. Im Gegensatz zu seinem Kollegen nimmt er die Ideale des Bundes außerordentlich ernst und beginnt ehrlich und naiv sein Leben konsequent danach auszurichten.

Seiner Frau erzählt er vor dem ersten Besuch der Loge fast ein bisschen geheimnisvoll, „es sei nichts Besonderes, eine große Gesellschaft. Zu ihr gehören sowohl Minister als auch kleine Angestellte, alle sind einfach wie Brüder, mit einem Wort: Freimaurer. Es ist trotzdem interessant. Das ist in Frankreich erlaubt.“

Aus der Rede eines Logenmeisters erfährt er, dass er nun ein Lehrling geworden sei, „ein rauer Stein und dass er sich selber schleifen müsse, obwohl ihm auch andere helfen würden.“ Warum sollte Tetjochin das nicht glauben?



In seinen Gedanken konnte niemals so eine Wende der Tatsachen eintreten, bei der er sich als Pariser in der Rue de la Convention niederließ, ausgezeichnet Französisch sprach und im Büro von Cachette arbeitete. Doch die Welt überschlug sich – und es geschah genau so. Am Anfang der Erzählung hieß sein Sohn Georgi bereits George und sprach kaum Russisch.

Er selbst aber spricht nun bereits Französisch, Deutsch und genügend Englisch, um in einem Handelsbüro zurechtzukommen.

Besonders gefällt ihm das Versprechen des Bundes: „Wo auch immer du sein magst, in einem beliebigen fremden Land, in einer beliebigen Stadt, wirst du einen Menschen finden, der dich anhand eines Zeichens und eines Wortes erkennen und dir in Schwierigkeiten helfen wird.“ Ein wunderbares Versprechen, denn was fremde Länder für einen Menschen bedeuteten, hat Tetjochin schon zur Genüge erfahren.

Aber ist das schon alles? Ist das der Sinn und das Geheimnis des Lebens? Was ihm seine Loge darüber mitzuteilen hat, klingt wie eine Plättitüde und fasst doch in drei Fragen die Leitsätze des Lebens zusammen: „Das Geheimnis ist: Woher sind wir gekommen, wer sind wir und wohin gehen wir? Darin liegt das ganze Geheimnis.“ Doch wem gibt man „den geheimen Plan des unvollendeten und nicht zu vollendeten Tempels weiter? His quibus datum est noscere mysterium: Denen es gegeben ist, das Geheimnis zu tragen.“ Das klingt geheimnisvoller als „die Konfettiworte auf „d“: droit, devoir, discipline, démocratie (Recht, Pflicht, Disziplin, Demokratie)“.

Der Freimaurer stellt den Versuch des Autors dar, zu zeigen, wie ein einfacher Mensch die Idee des Baus des salomonischen Tempels richtig empfinden und annehmen kann. Handfestigkeit und geheimnisvolle Riten in der richtigen Mischung. In Paris hört er das Klopfen des bekannten Hammers: „Bist du es wirklich: ein Freimaurer?“ Und nun darf auch Jegor Jegorowitsch Tetjochin sagen: „Als solcher erkennen mich meine Brüder an!“

Mit diesem kurzen Satz endet die vorliegende Erzählung über einen Freimaurer, der in einer ganz und gar unspektakulären Welt lebt. Ein leiser, genau erzählter Roman – und es bleibt eigentlich unverständlich, warum dieses Buch aus den 30er Jahren bis heute nicht ins Deutsche übersetzt worden ist. [klaus seehafer †]